

ke und emotionale Ausrichtung auf den Papst beeinflusst auch die Sicht von Kirche, die als eine vom Papst geleitete Institution begriffen wird. Interessant ist es, dass diesbezüglich bei den Bischöfen über den ganzen behandelten Zeitraum hinweg keine wesentlichen Auffassungsunterschiede bestehen, auch unabhängig davon, ob sie nun von Monarchen nominiert, von Domkapiteln gewählt oder von Päpsten frei bestellt wurden. Sie erweisen sich durchwegs als „ultramontan“ und bezeugen eine ausgeprägte „Papstdevotion“, die nur in Nuancen voneinander differiert. Die Beauftragung durch den Papst macht gewissermaßen aus den Bischöfen selbst kleine Päpste (Formulierung des Rezentsenten), die als „Fürsten“ und als Bischöfe ihrer „Herde“ dazu berufen sind, „die Kirche Gottes zu regieren“, wie es Bischof Gföllner von Linz (1915–1941) ausdrückte.

Erst ganz allmählich weitet sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Kirchenbild, der Gedanke an das allgemeine Priestertum beginnt Platz zu greifen, der Gemeinschaftscharakter der Kirche wird bewusst. Was den Bischof betrifft, wird aus dem „Seelenhirten“ allmählich ein „Wegführer“. Die zentralistische Sicht der Kirche wird aber dadurch nicht oder kaum in Frage gestellt. Das trifft nach Ansicht Leitgöbs auch für die Gegenwart zu, so dass man zweifeln muss, ob sich „schnelle Schritte auf dem Weg zu einer *communicational* Gestalt des päpstlichen Primats gehen lassen“ (288).

Interessant wäre es, die Ergebnisse der Arbeit mit Antrittshirtenbriefen von Bischöfen zu vergleichen, welche nicht in Rom und nicht am Germanikum ausgebildet wurden. Die Unterschiede in den Auffassungen wären vermutlich nicht gravierend.

Im Rahmen einer Rezension konnten hier nur einige Aspekte der vorliegenden Dissertation aufgezeigt werden, deren Gesamtlektüre empfohlen wird.

Linz

Rudolf Zinnhöbler

◆ Kronthaler, Michaela (Hg.): *Lebensbilder steirischer Bischöfe*. (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Band 29, hrsg. von Hofrat ao. Univ. Prof. Dr. Walter Brunner) Styria, Graz 2002. (239, zwei Karten) Geb. ISBN 3-222-12995-9.

Der Anlass zur Herausgabe dieses Buches geht auf die Emeritierung von Univ. Prof. Dr.

Maximilian Liebmann zurück. Der für einen Grazer Kirchenhistoriker mehr als passende Buchtitel erhält durch den 75. Geburtstag von Altbischof Dr. Johann Weber und die 20. Wiederkehr der Bischofweihe von Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari zusätzliche Bedeutung. Redaktionell kam dem Buch eine wertvolle Vorbereitung entgegen. Namhafte Autorinnen und Autoren aus dem Umfeld des Grazer Instituts für Kirchengeschichte hatten jüngst für das von Prof. Erwin Gatz herausgegebene Bischofsexikon die Biografien der steirischen Bischöfe beigestellt. Diese Artikel werden nun in einem eigenen Sammelband präsentiert. Das Werk ist als praktisch-handliches Buch (mit insgesamt 240 Seiten) angelegt und soll einen raschen Zugriff auf Grunddaten der steirischen Kirchengeschichte ermöglichen.

Am Beginn steht eine von em. Univ. Prof. Dr. Karl Amon mit Bravour verfasste, kurze und informative Zusammenfassung der steirischen Diözesangeschichte. Darin werden die Entwicklungslinien vom – vergleichsweise – kleinen salzburgischen Eigenbistum (Chorbistum mit 22 Pfarren) bis zur heutigen Diözese Graz-Seckau nachgezeichnet. Amon ruft zum Beispiel in Erinnerung, dass der Bischofssitz ursprünglich außerhalb des Diözesangebietes in der Burg Leibnitz eingerichtet wurde, während das Domkapitel im Augustiner-Chorherrnstift Seckau seine Sitz hatte (was immer wieder zu Spannungen führte). Allen Hindernissen zum Trotz erwiesen sich die im 13. Jhd. festgelegten Strukturen von großer Beständigkeit und wurden erst mit der Schaffung eines Landesbistums durch Joseph II. geändert.

Dem einleitenden Überblick folgen die Biogramme der insgesamt 69 Bischöfe. Wer sich der Mühe unterzieht, die Biogramme in chronologischer Folge zu lesen, begegnet nicht nur trockenen geschichtlichen Details, sondern spürt die theologischen und religiopolitischen Transformationsprozesse, in die die Hirten der einzelnen Epochen gestellt waren.

Es war eine Selbstverständlichkeit, dass (bis zur Zeit des Josephinismus) alle Diözesanbischöfe aus dem Salzburger Domkapitel kamen und meist adeligen Familien entstammten. Die Verknüpfung des Bischofssitzes mit der Pfründenpolitik wird vor allem im Mittelalter deutlich sichtbar. Manches davon mag heute skurril erscheinen. „Mittelalterliche Pfründenjagd“ konnte zum Beispiel dazu führen, dass Christoph Zach (1502–1508) im Alter von 28

Jahren zum Bischof von Seckau ernannt wurde, obwohl die Diakonats- als auch die Priesterweihe ausstanden und erst anlässlich der Bischofsweihe gespendet werden mussten. Der Renaissancebischof Christophorus von Raubar (1512–1536) war bereits mit 17 Jahren (!) zum Bischof von Laibach ernannt, aber erst mit 22 Jahren zum Priester (und als 36jähriger zum Bischof von Seckau) geweiht worden. Dass bei diesem Ringen zwischen kaiserlicher und päpstlicher Pfründenpolitik oftmals die Salzburger Ernennungsrechte übergangen wurden, liegt auf der Hand. In Einzelfällen (auf Grund einer zusätzlichen Administratorentätigkeit) stand ein steirischer Oberherr gleichzeitig zwei Bistümern vor (zum Beispiel Philipp Renner 1551–1553; Georg Agricola 1572–1584).

Auch Aspekte der Reformation werden dem Leser durch die Biogramme vor Augen geführt. So fällt etwa die anfänglich zurückhaltende bischöfliche Reaktion auf die lutherischen Reformideen auf. Diese Haltung zeigt, dass das „Lutherische“ von vielen vorerst begeistert aufgenommen wurde. Sonst wäre nicht erklärbar, dass Bischof Christoph Freiherr von Lamberg (1541–1546) „gegen den vordringenden Protestantismus ... nichts unternommen zu haben“ scheint (73) oder der bischöfliche Administrator Philipp Renner (1551–1555) „die Ausbreitung der Reformation in seinem Bistum hinnnehmen“ musste. (76). Über das wahre Ausmaß der Verbreitung des Luthertums geben die Ergebnisse der Reformationskommissionen Aufschluss. Noch zur Zeit des streng gegenreformatorischen Bischofs Martin Brenner (1584–1516) begegneten vielfach die „in der Reformationszeit üblich gewordene Ehe katholischer Priester“ und das verbreitete Klerikerkonkubinat (85). Die Kommissionen der Gegenreformation taten dagegen – wie wir wissen – das Ihre. Der unbedingte Wille zur Rekatholisierung trieb dabei seltsame Blüten: zum Beispiel die päpstliche *a priori*-Dispens für Bischof Johannes M. Freiher v. Aldringen (1633–1664) im Rahmen seiner Mitwirkung bei Hexenprozessen (Höhepunkt im sogenannten Zaubererjackl-Prozess 1675–1690).

Die Steiermark weist auch prominente Bischöfe der katholischen Aufklärung auf. Leopold Ernst Reichsfreiherr von Firmian (1739–1763), der nachmalige Passauer Fürstbischof und Kardinal, hatte sich schon als junger Theologe dem Salzburger Moratori-Zirkel angeschlossen. Seine bischöflichen Maßnahmen in Graz (Förde-

rung der wissenschaftl. Ausbildung des Klerus, u.a.m.) atmeten deutlich den Geist katholischer Aufklärung. Der mit der Realisierung der weitreichenden Maßnahmen Josephs II. betraute steirische Bischof hieß Joseph Adam Graf Arco. Im Zuge dieser Reformen wurde Seckau 1786 zum eigenständigen Bistumssprengel erhoben und auf den größten Teil des Kronlandes Steiermark ausgedehnt. Der Bischofsitz wurde nach Graz verlegt. Die Schaffung einer zusätzlichen (innerösterreichischen) Kirchenprovinz mit der Metropole Graz scheiterte am Widerstand des Salzburger Erzbischofs. Für die Emanzipation der Kirche von der josephinisch-aufgeklärten Bevormundung beziehungsweise für die neue Concordia von Staat und Kirche in der Phase des Neoabsolutismus nach 1848 steht vor allem der erklärte Ultramontane Joseph Othmar Ritter von Rauscher (Fürstbischof von Graz 1849–1853), der spätere Erzbischof von Wien. Rauscher war bedeutender Unterhändler des Konkordates von 1855.

Mit Leopold Schuster (1893–1927) trug erstmals der Sohn eines (steirischen) Kleinlandwirtes die bischöflichen Insignien. Ferdinand S. Pawlikowski (1927–1953), Bischof während der Ersten Republik, des Ständestaates und der nationalsozialistischen Ära, beendete die unter Kaiser Friedrich III. eröffnete Tradition der „Fürst“bischöfe. Pawlikowskis Lebensschicksal als Sohn eines gallizischen Reitknechts ist über seine Amtsführung hinaus auch persönlich beeindruckend. Auch die Epoche nach 1945 entbehrt nicht an Spannungen. Wenigen Zeitgenossen ist die Dramatik innerkirchlicher Auseinandersetzungen in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanum bewusst. Bischof Josef Schoiswohl (1954–1968) hat zwar frühzeitig viele Reformschritte in der steirischen Kirche gesetzt. Dennoch steht sein Rücktritt im direkten Zusammenhang mit diözesanen Konflikten über die Umsetzung des Konzils. Erst Bischof Johann Weber (1969–2001) konnte die Früchte des II. Vatik. Konzils ernten, nachdem nach den Auseinandersetzungen wieder ruhigeres Fahrwasser erreicht worden war.

In einem dritten Teil des Buches werden die – oft unterschätzten und zu wenig bekannten – Weihbischöfe und Generalvikare vorgestellt. Stellvertretend soll hier der langjährige Generalvikar Leopold Städler (1976–1997) genannt werden.

Das Buch ist ein gelungenes Nachschlagewerk für diözesan-, kirchen- und landesge-

schichtlich Interessierte. Dieser Nutzen wird durch das ausführliche Register unterstützt.

Linz

Helmut Wagner

## KUNST

◆ Rombold, Günter: Bilder – Sprache der Religion. (Ästhetik – Theologie – Liturgik Bd. 38) LIT-Verlag, Münster 2004. (121) Geb.

Von den 134 Artikeln und Abhandlungen, die uns Günter Rombold im Anhang als Lebensertrag präsentiert, sind es zehn, die in diesem neuen Buch, erschienen zu seinem 80. Geburtstag Anfang 2005, erneut abgedruckt sind. Die ersten beiden: „Begegnungen“ und „Bilder – Sprache der Religion“ sind neu. Wir haben es hier unverkennbar mit einem „Testament“ zu tun, wiewohl Günter Rombold auch in seinem begonnenen neunten Lebensjahrzehnt vital ist wie je zuvor: Aber in der Sache – das heißt in dem, was wir als „Lebenswerk“ bezeichnen – schien es ihm ein Anliegen zu sein, zu sagen, was wichtig war und was weniger wichtig: Ein Ausdruck von Weisheit und Anerkennung biografischer Grenzen. Genau diese Benennungen machen den Reiz dieses Buches aus, das in der Aufmachung freilich schöner hätte sein können. Günter Rombold war und ist kein Mann der Mythisierungen, kein Mann vom hohen Rosse, kein Mann der Floskeln, auch kein Mann der Selbstinszenierungen. Wiewohl er um seine singuläre Bedeutung im Dialogfeld zeitgenössische Kunst und Religion weiß, ist man als Leser im 1. Kapitel „Begegnungen“ (1–23) von seinem Stil, seiner Sprache und seiner lauteren Vehe- menz dennoch verblüfft. Man wird mit einer Autobiografie konfrontiert, die zwar die Architektur des Erreichten abwandert, aber immer gläsern anmutet. Es gibt nichts zu verbergen bei Günter Rombold, wir werden Zeuge eines Lebensprotokolls, angefangen vom 2.1.1925 bis zur Präsentation der Sammlung Günter Rombold im Landesmuseum in Linz 2003. Mit einem selbstrelativierenden Humor lässt er auch die Ehrungen nicht aus, die ihm zuteil wurden, „wenn man alt genug wird“. Er nimmt uns von Anfang an mit und erzählt, was ihn als Kind und später als Student schon fasziniert hat, wie er zur Kunst gekommen ist und wie er der Faszination von Otto Mauer noch immer erlegen ist. „Für mich war Mauer das lebende Exempel, dass man als Priester auch einen ungewöhnlichen Weg einschlagen und sich für die

Begegnung von Kirche und Kunst einsetzen konnte“ (6/7). Aus der ahnungslosen Sicht eines Nachgeborenen, aber dennoch mit der Sache Beschäftigten lässt sich mit einiger Portion Frechheit formulieren: Otto Mauer ist Günter Rombold keiner geworden. Und im Nachsatz: Gott sei Dank nicht. Die Zeit, wo man so reden konnte wie dieser Domprediger, dem die junge Avantgarde damals zu Füßen lag, war zu Zeiten Günter Rombolds vorbei. Dafür hat Rombold einen ihm viel angemesseneren Weg gewählt. Rombold hat uns den Typ eines Theologen vorgelebt, der zwar noch daheim war in seinem System, (ja sogar über Jahrzehnte in den Ferienmonaten den Aushilfspfarrer machte), aber keine Kontrastfolie zu ihm mehr zu sein brauchte. Vielmehr näherte er sich mit dem Gestus des Fragens der großen wie der kleinen Kunst – und keiner der Künstler wäre auf die Idee gekommen, der Professor hätte keine Identität als Theologe, im Gegenteil. Mit solchem Sensus begabt war er auch in der Lage, beide Welten in ein Gespräch zu bringen und miteinander kommunizieren zu lassen: Von den vielen Begegnungen und Gesprächen mit Künstlern sind es jene mit Adolf Frohner (61–67), Karl Prantl (69–72) und Günter Uecker (73–80), an denen er uns noch einmal als LeserInnen teilnehmen lässt. Aber Rombold zeigt damit auch die Themen an, die ihm im Schnittfeld von Kunst und Religion als wesentlich vorkommen: Tabubruch, bezogen auf Eros, Tod und Religion (Frohner), die Befähigung, Widersprüche zu vereinen (Uecker) und die Entdeckung der Sakralität im Profanen, wenn man den Dingen, wie Karl Prantl es mit seinen Meditationssteinen getan hat, eine Liebe beimisst. In den „Begegnungen“ (1–23) sind es Josef Mikl, Markus Prachensky, Walter Pichler, Arnulf Rainer, Alfred Hrdlicka, Werner Knaupp, Siegfried Anzinger, Hubert Schmalix, von deren Begegnungen er berichtet, die ihn auch in seinem Blick auf die damals junge Kunst geprägt haben.

Dort, wo Günter Rombold die konkreten Künstler und Werke verlässt und den Versuch einer großen Zusammenschau entwirft, wie im 2. Essay (25–46), ist allerdings zu viel unternommen worden: Die Legitimierung der Bilder aus der Symboltheorie, aus biblischer Bildlichkeit, über den Herrlichkeitstopos bis hin zur Erhabenheit – das kann nicht innerhalb eines einzigen Aufsatzes funktionieren.

Als Theologe ließ und lässt sich Rombold von der Kunst hinterfragen, ja, er sieht es im